



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theater

Berlins Führerrolle als Theaterstadt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich die Berliner Theaterverhältnisse von Jahr zu Jahr unerfreulicher gestalten. Die „erste Theaterstadt der Welt“, wie sie sich mit Vorliebe titulieren läßt, macht eine schwere und besorgniserregende Krise durch. Niemand kann heute sagen, ob und wie sie diese Krise überstehen wird. Aber daß die Situation unhaltbar geworden und daß die Frucht zum Abfallen reif ist, darf leider nicht länger verschwiegen werden.

Die Symptome dieses ungesunden Zustandes sind rasch gekennzeichnet. Die Berliner Bühnen sind immer mehr zum Tummelplatz eines unsinnigen Ausländerkultes und eines verdrießlichen Snobtums geworden. Die wirklich ernsthafte deutsche Dramatik wird nahezu grundsätzlich ausgeschlossen. Wo nicht irgendeine stoffliche Pikanterie so etwas wie einen Erfolg verspricht, findet der Autor in der Hauptstadt des Deutschen Reiches verschlossene Türen. Und dabei läßt sich die billige Behauptung, die deutsche Produktion läge hoffnungslos dantieder, jederzeit durch einen schlagkräftigen Gegenbeweis entkräften. Warum ist — um ein paar Beispiele herauszugreifen — noch kein Direktor auf den Gedanken gekommen, Herbert Eulenbergs ausgezeichnete Jugenddramen auf die Bühne zu bringen? Warum warten wir noch heute auf den vielversprechenden Paul Ernst, auf den „Thersites“ von Stefan Zweig, auf den „Zorn des Achilles“ von Schmidtbonn, auf das „Korallenkettlin“ von Franz Dülberg und auf eine so tapfere und kräftige Arbeit wie Erich Schalkfers „Rahmen Hans“? Warum hat ein warmblütiger Autor wie Ottomar Enting für seine prächtige Komödie „Das Kind“ keine reguläre Bühne gefunden, sondern ist auf eine Nachmittagsvorstellung der Neuen Freien Volksbühne angewiesen geblieben? Und warum

hat man in Berlin keine Zeit für die an Herz und Nieren greifende Dichtung eines deutschen Bauernsohnes (Karl Schönherr's „Glaube und Heimat“), die seit Wochen in stürmischem Siegeslauf über zwanzig oder dreißig Provinztheater geht und den Menschen überall die ernsthaftesten und ehrlichsten Erschütterungen abträgt? Damit wären wir an dem Kern der leidigen Angelegenheit. Die Tatsache, daß Schönherr's prachtvolles Drama in Berlin noch keinen Einlaß gefunden hat, weil ja hier das Publikum mit französischen Pikanterien und russischen oder englischen Nichtigkeiten gesättelt werden muß, ist so ungeheuerlich, daß sie grelle Schlaglichter auf die gegenwärtige Theatermisere der Reichshauptstadt wirft. Die Aufführung von „Glaube und Heimat“ war für Berlin eine nationale so gut wie eine künstlerische Pflicht. Daß sie bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt worden ist und, wie es scheint, vorläufig nicht erfüllt werden wird, bleibt ein nicht wegzuwischender dunkler Fleck auf dem Ehrenschilder der ersten Theaterstadt. Die deutsche Provinz hat bewiesen, daß sie in Theaterdingen gesündere Instinkte besitzt als die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten, in der so viel von künstlerischer Kultur gefaselt wird und in der erst ganz neuerdings der Name eines Theatermannes, Max Reinhardt's, europäischen Klang gewonnen hat. Die häßlichen Geschwüre am Organismus des sogenannten Spreetheaters haben sich den Blicken des Beschauers nie unbarmherziger preisgegeben als in diesem Augenblicke nationaler Gleichgültigkeit. Das Parvenühafte seines Wesens und das durch und durch Faule seiner von eingewanderten Galiziern gemachten „Kultur“ hat sich der Welt nie schmachtvoller präsentiert als da, wo es sich von Wien und München, von Frankfurt und Köln, von Düsseldorf und Hamburg in puncto Gesinnung beschämen lassen muß.

Entschuldigungen gibt es dafür nicht. Draußen im Reiche sprießt und blüht es wie von neuem lockenden Leben. Überall, wo deutsche Kultur an der Arbeit ist, hat man ein offenes Auge und ein warmes Herz für die redliche Tat eines ernsthaften Dichters und Wahrheitsuchers. Nur in Berlin hat man bessere Dinge zu tun. Hier mußte ein schlechtes Stück von Gerhart Hauptmann zu einem lächerlichen Scheinerfolge aufgeführt werden. Hier mußte die armselige Abiaturtragödie des Artisten Vollmöller („Wieland“) unter Haus-schlüsselpfeifen und wildem Hohngelächter bis zu Ende gespielt werden. Hier mußte man an einem einzigen Tage fünf verschiedene Pariser Boffen aus der Taufe heben. Und hier hat nur der etwas zu bedeuten, der das Geschäft des Anreizens versteht und mit der großen Melametrommel betriebsam von Haus zu Haus zieht.

Caveant consules! Berlin hat einen Ruf zu verlieren. Und, wenn kein Wunder geschieht, ist der Tag nicht mehr fern, an dem ernster Gesinnte nur noch mit Achselzucken und wehmütigem Spotte reagieren werden, wenn die Rede auf die „erste Theaterstadt der Welt“ kommt.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Naturwissenschaften

Natur — Geist — Technik. Der bekannte Wiener Pflanzenphysiologe **Julius v. Wiesner** hat eine größere Anzahl voneinander unabhängiger Reden und Essays zu einem Buch vereinigt (Verlag von Wilhelm Engelmann, 1910). Alle, bis auf zwei dieser wertvollen Arbeiten, haben bereits der Öffentlichkeit gehört, aber da sie zum größten Teil in Zeitschriften und Zeitungen verstreut waren, wird im vorliegenden Bande einem weiten Leserkreis etwas Neues geboten. Wiesner vergräbt sich nicht lediglich in die Einzelrecherche, er weiß sein spezielles Arbeitsgebiet auch von hoher Warte aus zu betrachten. In seiner hier aufs neue zum Abdruck gelangten Rektoratsrede kennzeichnet er die Beziehungen der Pflanzenphysiologie zu den anderen Wissenschaften, und zwar nicht nur zu den Naturwissenschaften und der Medizin, sondern auch zu den Geisteswissenschaften, zur Soziologie, Geschichte, Philosophie usw. in geistvoller Weise. Besonders

Grzegboten I 1911

wertvoll sind natürlich Wiesners Berichte über Ergebnisse seiner speziellen Studien, etwa über die letzten Lebenseinheiten, über den Lichtgenuß der Pflanzen, über das Papier in seiner geschichtlichen Entwicklung usw. Aber auch Wiesners Schilderungen der Lebensarbeit berühmter Fachgenossen, seines Lehrers Franz Unger, des ersten Pflanzenphysiologen seiner Zeit, des Niederländers Eugen Houss, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als Arzt und Naturforscher in Wien wirkte, Fehners und Gregor Mendels sind überaus fesselnd. Sehr beachtenswert sind Wiesners Ausführungen über Darwin, die ihm zugleich Gelegenheit geben, die Leistungen Linnés ins rechte Licht zu setzen. Linné ist, nach Wiesner, durchaus nicht der starre Vertreter der absoluten Konstanz der Arten, als welcher er Darwin und auch heute noch in der öffentlichen Meinung gilt, vielmehr hat auch er seine deszendenztheoretischen Auffassungen gehabt, obgleich er eine Lösung der Transformationsprobleme vorläufig für unmöglich hielt. In Darwin sieht Wiesner den Begründer der modernen Biologie, er hält aber seine Selektionslehre mit dem Kampf ums Dasein als Ursache des Aufstiegs der Organismen zu höheren Formen für gescheitert. Energisch weist Wiesner auf die Mängel einer auf den erweiterten Darwinismus begründeten Weltanschauung hin und empfiehlt, angesichts der Ausschreitungen des Gaedekeschen Monistenbundes, dringend ein Zurückgreifen auf die Schriften K. E. v. Baers. Überhaupt ist es Wiesners Bestreben, die Spekulation in den Naturwissenschaften in die geeigneten Schranken zu verweisen. Aus Wiesners Auseinandersetzungen scheint aber hervorzugehen, daß er die Bedeutung der metaphysischen Spekulation für die Naturwissenschaften immerhin höher einschätzt als die philosophische, d. h. erkenntnistheoretische Bearbeitung in der Naturwissenschaft geltender Begriffe, was um so mehr befremden muß, als ja gerade die Erkenntnistheorie gegen die wild wuchernden naturphilosophischen Spekulationen ein Bollwerk zu bilden geeignet ist. Der naive Realismus ist gewiß der für die Naturforscher zweckmäßige Standpunkt und ist jenen von den Philosophen nur dann zum Vorwurf gemacht worden, wenn sie sich ohne erkenntnistheoretische Vor-

kenntnisse an die Behandlung naturphilosophischer oder metaphysischer Probleme wagten. Für die philosophische Einsicht Wiesners spricht sein Hinweis auf Paulsens Wort, daß wir für immer auf eine Weltanschauung verzichten müßten, wenn wir sie ausschließlich auf exakter Forschung aufbauen wollten. Dr. —r.

Dichterausgaben

Kleist. Der Tempelverlag in Leipzig bringt Heinrich v. Kleists Werke in fünf Bänden (je M. 8,—). Die Ausgabe erstrebt nicht die Vollständigkeit der grundlegenden des Bibliothographischen Instituts, sondern druckt nur alle Dichtungen ab, während sie sich bei den Beiträgen zu den „Abendblättern“ und zur „Germania“ mit einer knappen Auswahl begnügt. Sie vermeidet, wie alle Tempel-Ausgaben, einen Apparat, da sie nur für den genießenden und nicht für den forschenden Leser bestimmt ist. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus verdient aber der fünfte Band besonders hervorgehoben zu werden. Denn in ihm hat der Herausgeber, Arthur Cloesser, auf den knappen Raum von 370 Seiten eine ausgezeichnete Biographie des Dichters geschrieben und diese in ganz eigenartiger Weise durch Briefe Kleists erläutert. Immer hören wir in längeren, zusammenhängenden Abschnitten (es sind ihrer acht) den Erzähler sprechen, und dann künden sich die Erlebnisse seines Helden wieder unmittelbar aus den Briefen an. Wieviel Material der reichen Kleistforschung der letzten Jahrzehnte hier verarbeitet ist, merkt der Kundige auf jeder Seite, nie aber wird sich dem, der die Literatur über Kleist nicht kennt, irgendwie ein Gefühl schweren Gepäcks übermäßiger Belastung fühlbar machen. Besonders glücklich scheint mir, übrigens ohne jede Polemik, die Anschauung Reinhold Steigs von Kleists Stellung zur Politik seiner Berliner Freunde gegeben zu sein; Adam Müllers zwiespältige Gestalt ist mit wenigen Strichen sicher charakterisiert, und die letzte Katastrophe ist mit psychologischer Feinheit und kaum zu übertreffender Knappheit herausgearbeitet. Eine unbedachte Bemerkung auf Seite 367 über Marie Kleists Auffassung des Geschehenen wird Cloesser wohl selbst nicht halten können. Im ganzen sei die Ausgabe und insbesondere der auch einzeln käufliche Schlußband warm emp-

fohlen. Warum aber fehlt ein Bildnis Kleists, und warum wählt der Tempelverlag an Stelle der Weißfraktur mit ihren häßlichen und undeutlichen G und C nicht eine den Augen beförmlichere, größere Type?

Dr. Heinrich Spiero = Hamburg

Stifters Werke. Auswahl in sechs Teilen. Goldene Klassiker = Bibliothek. Bong & Co.

Während man an der Schönheit und Reichhaltigkeit von Stifters Natur Schilderung noch kaum gemäkelt hat, ist manchem seine Vorliebe für edle Menschen und seine Abneigung gegen peinlich = häßliche Konflikte unangenehm. Und doch könnte auch dies als eine erwünschte Ergänzung des Lebens durch die Kunst willkommen sein, da die Welt nicht eben viel Neigung hat, uns mit ihren lebenswürdigen Eigenschaften bekannt zu machen oder gar zu überfütigen. In der vorliegenden Auswahl finden wir Stifters „Studien“; darunter ist sein erster Versuch (Der Kondor), Die Feldblumen, Das Heidedorf, Der Hochwald, Die Narrenburg, Die Mappe meines Urgroßvaters, Abdias, Das alte Siegel, Brigitta, Der Hagestolz, Der Waldsteig, Zwei Schwestern, Der beschriebene Tännling. Aus den „Bunten Steinen“ sind sechs Abschnitte gewählt; aus den „Erzählungen“ Die drei Schmiede ihres Schicksals, Protopopos, Nachkommenschaften, Der Waldbrunnen, Der Kuß von Senze, Der fromme Spruch, aus dem Roman „Der Nachsommer“ zwei Kapitel. Dann folgen kleine Bilder und Skizzen, Schriften über Literatur, Politik und Kunst. Der Herausgeber, G. Wilhelm, gibt eine Lebensskizze, literarische Einleitungen und Anmerkungen 6, 203 bis 314, die zum Teil sprachlich = lexikalische Eigenheiten Stifters erläutern. Nicht als hätte Wilhelm nach Stilleffekten von bengalischer Beleuchtung gehascht, die sich so leicht als Surrogat des Gedankens einstellen. Er ist z. B. frei von den „Sehnsüchten“ und „Hingezogenheiten“ des Gemütes, an dem man jetzt so gern ein Ober- und Unterstübchen unterscheidet. Vielmehr zeigt sein Stil zum Teil einen gewissen landschaftlichen Erdgeruch, der wohl für sonstige Anrührigkeiten entschädigt. Stifter selbst ist mit etwa 2000 Seiten vertreten. Die drei schönen Leinenbände kosten nur 5 Mark. Anscheinend zum Genuß von Literaturgelehrten

sind die je 48 Zeilen an der inneren Seite durch Ziffern (5, 10 usw.) geteilt. Ausführlicher war von Stifter in den Grenzboten 1905, Bd. 64 S. 470 bis 480 die Rede. K. Br.

Paul Verlaine, Vers. Herausgegeben von Georges A. Tournouy. Leipzig 1910, Ernst Rowohlt.

Die Franzosen befinden sich in einer sonderbaren Stellung zu Verlaine. Wenn sie sich einer Kunst hingeben sollen, die offensichtlich aus keiner der großzügigen Eigenschaften ihres nationalen Temperamentes herstammt wie die Kunst Corneilles oder Victor Hugos; wenn sie ihre Sprache in einer Art angewendet sehen, die ihren Überlieferungen, ja allem, was bei Überlieferungen immer mit Natur zusammenhängt, widerspricht; wenn sie ferner mit dem Erfolg von Verlaines Kunst das Eindringen der barbarischen Kunst Richard Wagners Hand in Hand gehen sehen, und diese ganze Entwicklung ungefähr von der Zeit der deutschen Siege datieren können, so sind das Dinge, die einen denkenden französischen Patrioten in Erregung bringen können. Die Stellung der Deutschen zu Verlaines Gedichten nun, sofern es überhaupt eine gibt, wird natürlich nicht so unbedingt sein, aber dafür entbehrt sie nicht eines starken grotesken Einschlags. Man muß nämlich wissen, wie diese Kunst heraufgekommen ist: dieses französische Individuum Paul Verlaine war durch übermäßigen Genuß von Alkohol bereits etwas fadenscheinig geworden; die jüngsten und grünsten Kräfte waren als erste verfehrt und zerfressen worden, und durch die schwammig durchlöchernte Gegenwart Verlaines begannen schon die deutschen Vorfahren durchzublicken; was frühere Geschlechter weitergegeben haben, was von ihnen fortgewirkt hatte, um dieses eine Individuum zu bilden, das war noch übrig. Der feste Stamm, der Kern eines Stammes, der sich noch fort erhielt, die Kontinuität der Familie . . . und diese deutschen Vorfahren sind es, die aus dem trunkenen Munde des Verkommenen zu reden beginnen. Und halb lallend, halb weinend spricht er französisch die Verse des Caspar Hauser; seine

Träume zeigen ihm den deutschen Ritter, der ihn mit blankem gesunden Gebiß anlacht; in seiner Herzensnot schreit er inbrünstig zu Gott und der heiligen Jungfrau, wie sie in gotischen Kathedralen verehrt wurden, und im Gefängnis hört er grauenhaft in sich die Frage aus dem Munde derer, die an ihm gebaut haben, herüberklingen: Was hat du mit deiner Jugend getan?

Also auch auf diese Weise kann die Menschheit zu deutschen Gedichten kommen.

Nun ist es aber auch schon klar, daß alle möglichen anderen Gedichte eher übersezt werden können als die von Paul Verlaine. Denn sie in die deutsche Sprache bringen, heißt nichts anderes als den einen Reiz, der ihnen innewohnt, stärker betonen: das heißt einen Eingriff in die künstlerische Existenz eines solchen Gedichtwesens machen. Mögen manche von diesen so oft versuchten Überseetzungen auch noch so glänzende Leistungen deutscher Sprachfertigkeit und Sprachbiegsamkeit bedeuten, mögen sie den Gemütsston noch so rein bringen, das Schwebende und Schaukelnde gerade hierin ist eben Kreuzungsprodukt. Kreuzungen entwickeln ihren allereigensten Reiz, der keinem von den beiden Faktoren, die sich vereinigt haben, innewohnt. Kreuzungen sind förderlich für Entfaltung von Schönheit und Originalität, zeigen ihren eigenen Teint, behalten ihren eigenen traumhaft schillernden Klang. Hierin ruht ihr Verführerisches, auch die Verführung, sich ihrer in einer anderen Sprache zu bemächtigen, sie zu verpflanzen, zärtlich zu hegen. Sie gedeihen nicht, sie sind nicht zu erlösen. Die Verlaineschen Gedichte müssen ins Französische verzaubert bleiben.

Da ist es in tieferem Sinne kein Zufall und keine Willkür, sondern Gerechtigkeit, wenn in Deutschland eine schöne französische Ausgabe von Verlaines Gedichten die häßlichen, mit verbrauchten Typen gedruckten französischen Editionen zu verdrängen sucht. Mit besonderer Freude an schönen Lettern und schönem Satzbild schlagen wir diesen schlichtprächtigen, anständigen Band auf, in seiner trefflichen Auswahl erneuern wir alten vertrauten Umgang.

Dr. Max Mell = Wien